

KRISTINA
MONINGER

**SPIEGEL
Bestseller**

FOUR
SECRETS
To Share

ROMAN

BREAKING WAVES

Forever

Kristina Moninger
Four Secrets to Share

KRISTINA
MONINGER

FOUR
SECRETS
To Share

ROMAN
BREAKING WAVES

Forever

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH Berlin

1. Auflage Juli 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Favoritbuero GbR - Bettina Arlt

Titelabbildung: © Wonderful Nature / Shutterstock

Gesetzt aus der Albertina powered by papyrus

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-95818-754-2

**Für Tom,
my love**

**If you don't become the ocean,
you'll be seasick every day.**

LEONARD COHEN

Prolog



Wir tragen unsere Surfbretter über unseren Köpfen zur Wasserkante. Jede von uns einen Lei – eine hawaiianische Blumenkette – um den Hals. Auch wenn ein Paddle-Out nicht zu unserer Kultur gehört, nicht eine unserer Traditionen ist, so fühlt es sich dennoch richtig an, so zu gedenken. Es ist echter, tiefer, bedeutsamer, als einen Sarg in einem Erdloch zu versenken.

Von jenem Tag im Krankenhaus an war klar, dass es das ist, was wir machen wollen. Unsere Art, uns zu verabschieden, musste mit einem Surfbrett zu tun haben. Mit Wellen und diesem kollektiven Gefühl der Verbundenheit. Zueinander und zur Natur. Wir haben keine Leiche, die wir zu Grabe tragen können. Aber es ist genug, ein Gefühl in unserer Mitte zu balancieren und auf unseren Boards in den Ozean zu paddeln. Nebeneinander schlagen unsere Arme ins Wasser, mit kräftigen Zügen und kosmischer Energie.

In diesem Moment sind wir vereint, begreife ich. Wir sind Familie. Das Zeichen des Respekts ist auch eines von wiedergefundener Schwesternschaft. Jahre und Ereignisse, Geheimnisse und Intrigen haben uns getrennt. Aber hier in unserem tiefen Empfinden rücken wir einander wieder näher.

Es gibt keine Worte für das Gefühl, keine Sprache, die ausdrücken kann, wie ich jetzt und hier zwischen diesen Frauen empfinde. Stumm verständigen wir uns auf den Ort im Wasser, an dem wir innehalten, unsere Boards drehen und einen kleinen Kreis bilden. Wir setzen uns auf, die Beine links und rechts vom Brett, und strecken die Arme aus. Fassen einander mit Händen und Herzen. Die Emotionen in mir schießen wie Wellen durch mein ganzes Sein. Die Wut und auch die Liebe, die Verzweiflung im Vergangenen sowie die Euphorie eines Neuanfangs, die Trauer und die Freude, die Traurigkeit und die Hoffnung. Sie alle finden hier zusammen, schließen wie unsere Körper einen Kreis.

Eine nach der anderen hebt den Lei an, streift ihn langsam und vorsichtig über den Kopf, bereit, ihn in der Mitte unseres Kreises abzulegen. Wir feiern den Abschied, und wir feiern das Leben.

Dann heben wir unsere Stimmen zu jenem Chant, den wir zuvor gemeinsam ausgesucht haben.

Ho ike mai ke aloha. Lass deine Liebe über die ganze Welt fließen und fliege wie ein Vogel.

I



»Na dann, aloha«, murmele ich vor mich hin. Ich sitze auf einem der froschgrünen Stühle, die mein Mitbewohner Qualle vor seiner spartanisch eingerichteten Hütte aufgebaut hat, und beobachte die Truppe, die aus dem Reisebus steigt, der soeben angekommen ist. Die Touris mustern die karge, unaufgeregte Umgebung, die so völlig anders sein muss, wie man sich Hawaii vorstellt. Hier am Kamehameha Highway wehen zwar Palmen im Wind, aber besonders spektakulär ist die Aussicht nicht. Viel mehr als ein paar wettergegerbte, schäbige Hütten, weiße Pavillons mit Surfequipment und zwei Foodtrucks gibt es nicht zu sehen. Auf der anderen Straßenseite befinden sich ein Parkplatz, eine kleine felsige Bucht und Absperrzäune. Der Treffpunkt für die Tour ist mein erster Streich. Aber warum sollte ich auch irgendwohin fahren, wenn die Meute genauso gut zu mir kommen kann? Qualle, der eigentlich Benni heißt, findet mich präventiös, dabei glaube ich, er weiß nicht mal, was das genau bedeutet.

»Deine Opfer für heute?«, fragt Qualle und drückt mir einen Becher Kaffee in die Hand. »Die Armen.«

»Ach was, selbst gewähltes Leid. Wollen wir wieder wetten?«

»Nationalitäten?«, will er wissen, legt seinen Kopf mit dem schrecklichen Topfschnitt zur Seite und streicht sich über den ebenfalls schrecklichen Schnurrbart. Wie fast jeder hier auf Hawaii hat er vielfältige Wurzeln. Qualle ist ein Baum, dessen Zweige sich in alle Himmelsrichtungen erstrecken. Sein Genpool ist so bunt wie die Auswahl in seinem kleinen Shop.

»Europäer, hauptsächlich Deutsche.«

»Gut, dann sage ich, sie fragen dich bereits nach fünf Minuten.«

»Mutig heute, hä?« Ich grinse ihn an.

»Europäer, Deutsche im Besonderen, sind sehr direkt«, erklärt er.

»Wie viele Deutsche kennst du bitte?«

Qualle zuckt mit den Achseln. »Bestimmt so zwei oder drei. Also, was sagst du? Wann fragen sie dich, wie es passiert ist?«

»Nach der Einführung, kurz bevor wir Pupukea erreicht haben. Ich gebe ihnen fünfzehn Minuten.«

»Einsatz?«, erkundigt sich Qualle und setzt sich neben mich auf einen blauen Liegestuhl, der ebenso billige Plastikware ist wie die Pseudo-Blumenketten der zwei Blondinen, die sich auf der anderen Straßenseite pikiert umsehen.

»Spam Musubi aus dem Waikane Store«, sage ich, ohne nachzudenken.

»Scheiße, Lee, nicht dein Ernst«, schimpft Qualle und spuckt seinen Kaugummi vor mir ins verdorrte Gras. »37 Meilen für ein Stück gegrilltes Fleisch auf Sushi-Reis?«

Ich zucke mit den Achseln. »Gegrilltes, karamellisiertes Fleisch. Und du hast die Nori-Blätter vergessen. Ich lebe für Spam Musubi, nur deswegen bin ich noch auf Hawaii.«

»Wo solltest du denn sonst sein?«, fragt er verständnislos. Die Antwort bleibe ich ihm und mir schuldig. Er hat ja recht, wo sollte ich schon hin. Ob hier oder sonst wo, es ist ja auch völlig egal. Der

Ort ändert nichts an der Situation. Ich halte Qualle meine Hand hin, damit wir die Wette besiegeln können. Dann überquere ich die Straße und begrüße die Bustrappe: »Ich bin Lee und euer Tourguide für heute. Ich bin hier geboren, und wenn ihr erwartet, dass ich euch langweilige Facts wie Einwohnerzahlen und Quadratmeter oder so einen Bullshit vorlabere, dann solltet ihr die Tour noch schnell umbuchen. Ich karre euch auch garantiert nicht dahin, wo alle landen, okay? Also wenn ihr in euren angesagten Recyclerrucksäcken aus Bananenblättern eine To-do-Liste für O'ahu habt, dann könnt ihr sie entweder fachgerecht hinter mir entsorgen«, ich deute auf einen Mülleimer am Straßenrand, »oder aber ihr macht zu Hause ein nettes Feuerchen damit. Wer die Hotspots sehen will, kann sich eine YouTube-Doku anschauen. Und nein, bevor jemand fragt, an den Waikiki Beach fahren wir nicht.«

Betretenes Schweigen, kurzes Kichern. Nichts, was ich nicht schon kenne.

Irgendwann im Laufe der Tour, während ich den Touris eine Märchenversion über den Verlust meines linken Arms erzähle, schaue ich aus dem Busfenster hinaus in die Landschaft. Auf die Wellen, die sich unten am Laniakea Beach brechen, der für seine Riesenschildkröten bekannt ist. Blicke auf das satte Grün der sich erhebenden Berge im Hintergrund und auf Häuser, die auf so klangvolle Namen wie Mokuleia und Waialua hören. Und ich wünschte, ich würde etwas spüren oder zumindest die Schönheit der Natur wertschätzen. Aber da ist nichts außer dieser Leere in mir.

»Du bist die mieseste Reiseführerin, die ich kenne«, schimpft Milo, der Busfahrer, dessen pinkes Hemd farblich perfekt auf das Logo von Pearl Travel abgestimmt ist, als ich am Ende der Tour den Bus verlasse.

»Ich nehme das als ein Kompliment«, erwidere ich und versu-

che zu grinsen. »Übrigens, wusstest du, was Touristen an jedem Ort der Welt gemeinsam haben?«

Milo seufzt. »Sag es mir.«

»Sie sind überall gleich dumm.«

Aber Milo lacht nicht, er mustert mich stattdessen streng. »Lee Baker, meinst du nicht, dass du es etwas übertreibst mit deinem Hass auf die Welt?«

Ich schaue ihn überrascht an. »Ich hasse die Welt nicht, ich liebe sie.«

»Dann liegt es wohl daran, dass du dich selbst nicht liebst.«

Und damit hat er mich zum ersten Mal sprachlos gemacht. Tatsache ist, er hat recht. Ich liebe mich selbst nicht. Nicht mehr.

...

Qualle sitzt auf der Couch und stopft irgendetwas in sich rein, als ich nach Hause komme. Auf seinem Schoß ruht die Tonschüssel, die Dakota mal angeschleppt hat, als sie in ihrer Töpferphase war. Verfluchte Scheiße, warum gibt es hier immer noch Sachen von Dakota? Als wollte sie uns selbst nach ihrer Abreise noch ständig daran erinnern, dass sie einmal hier zu Hause gewesen ist. Morgen werde ich die Schale nehmen und sie zu dem anderen Nippes in Qualles Shop stellen. So wie ich es mit Dakotas Flossen, ihrem Board und all den anderen Sachen gemacht habe, die sie hiergelassen hat, als gäbe es einen point of return für uns beide. Ich beobachte Qualle. Der Spinner hat sich nicht mal die Mühe gemacht, seinen Wetsuit auszuziehen. Um ihn herum hat sich bereits ein kleiner See gebildet.

»Hey, *bandita*«, ruft er mir zu. Er findet das witzig, ich nicht, aber Qualle ist der einzige Mensch, der mich so nennen darf.

»Sonst noch jemand da?« Die Frage ist eigentlich überflüssig,

weil immer irgendjemand hier ist. Das Haus steht nicht nur bis zum Dach voll mit Surfsachen, Möbeln und allerlei sperrigem Kram, es wohnen auch viel zu viele Menschen hier.

Die beiden hinteren Zimmer des einstöckigen Beachhauses hab ich an drei Typen aus Australien vermietet. Im Wohnzimmer schlafen in unregelmäßigen Abständen zwei Mädels aus Europa, Karina und Mareike. Karina spricht mit einem Akzent, der so sehr nach Averbs in ihren ersten Jahren in den Staaten klingt, dass es kaum auszuhalten ist.

Wenn die beiden hier sind, muss sich Qualle auf seiner Iso-matte zusammenrollen. Meistens schläft auch noch jemand in der Badewanne. Aber hey, das hier ist Hawaii, wer verbringt hier schon viel Zeit drinnen? Hier sind die Leute am Meer, im Wasser, alles dreht sich ums Surfen und Tauchen. So wie das für mich auch mal war. Als Dakota noch da war, hatten wir auch immer Mitbewohner, nur nie so viele. Doch jetzt verliere ich manchmal selbst den Überblick, wer jetzt wieder wen angeschleppt hat, damit er ein paar Tage hier rumhängen kann.

In der Hochsaison, die gerade beginnt, leben in dem Haus bis zu zwanzig Surfer. Die in den Vans auf dem Parkplatz nicht eingerechnet. Ich hab das echt mal geliebt, jetzt finde ich es zum Kotzen. Am liebsten würde ich sie noch heute alle rausschmeißen. Alle bis auf Qualle. Aber North Shore O'ahu ist ein teures Pflaster. Jeder Cent an Miete zählt. Und eines muss man den Leuten lassen, sie tun immer noch so, als würde ich dazugehören. Außer Qualle spricht die Tatsache, dass ich seit zwei Jahren, drei Monaten und vierzehn Tagen nicht mehr surfen war, niemand an.

»Du hast schon wieder Post«, reißt Qualle mich aus meinen Gedanken. Er klopft neben sich aufs Sofa, wo ein Stapel Briefumschläge liegt. »Willst du die Briefe eigentlich mal öffnen?«

»Nein«, sage ich. Ich hab wirklich keine Lust, schon wieder

Dakotas Entschuldigungsversuche zu lesen oder irgendwelche Liebeschwüre, die mir echt am Arsch vorbeigehen.

»Warum abonnierst du Zeitungen aus South Carolina, wenn du sie dann nicht liest?«

»Hast du etwa meine Post aufgemacht?«

»Ich?«, fragt er unschuldig.

»Sonst wüsstest du doch nicht, dass da Zeitungen drin sind!«

»War nichts Interessantes.«

»Qualle!«

»Was?«

»Schon mal was von Postgeheimnis gehört?«

»Schon mal was davon gehört, dass es so was in einer Kommune nicht gibt?«

»Das hier ist keine Kommune, sondern eine Zweckgemeinschaft.«

Qualle fasst sich theatralisch ans Herz. »Autsch.«

Ich lasse mich neben ihn auf die Couch fallen. Mitten in den Pool aus Meerwasser. Neben die Briefe, die erstaunlicherweise noch trocken sind.

»Ah, und es hat jemand für dich angerufen!«

»Wer?«

»Ich bin nicht rangegangen«, sagt er entrüstet. »Ist schließlich dein Handy. Auch wenn du es ständig hier rumliegen lässt, wie deine Post. Aber den Area Code hab ich mir gemerkt. 843. Wer ruft dich aus South Carolina an?«

Qualle ist einer meiner besten Freunde, wahrscheinlich mein einziger richtiger, seit Parker ... und Dakota weg sind. Aber Qualle kennt nicht die ganze Geschichte. Er weiß nicht, dass ich nicht aus San Francisco bin, wie ich gern behauptete, sondern von einer kleinen Insel an der Ostküste komme.

»Sagt mir nichts«, antworte ich schnell. »Bestimmt verwählt.«

Oder? Nach all den Jahren wird sich kaum eines der Mädchen bei mir melden. Ich hab mich ja auch nie gemeldet. Es immer vorgehabt, aber nicht gewusst, was ich sagen soll. Und dann, als ich sie gebraucht hätte, hat es sich undankbar angefühlt anzurufen. Wie wenn man zum ersten Mal in die Kirche rennt, wenn man in Not ist, sonst Gott aber am ausgestreckten Arm verhungern lässt.

Ich brauche keine Gefühlsalosen. Nicht von Avery, nicht von Odina, nicht von Isa. *Vielleicht hat Parker angerufen*, flüstert eine leise Stimme in mir. Ganz sicher war es nicht Parker.

»Sag mal, was futterst du da eigentlich? Ist noch was da?«, frage ich Qualle, um mich abzulenken.

»Maiseintopf. Brauchst auch kein Messer dafür«, sagt er und grinst. Als ob ich in den letzten zwei Jahren, drei Monaten und vierzehn Tagen mit Messer und Gabel gegessen hätte.

»Arschloch«, erwidere ich, grinse aber auch.

»Und wer hat die heutige Wette gewonnen?«

»Ich«, sage ich. »War aber knapp.«

»Hat jemand geheult?«

»Nein, aber Milo ist sauer. Ich hab eine von den Chicas bei der Kajaktour umgeworfen.«

»Du hast was?«

»Sie hat sich geweigert, eine Eskimorolle zu machen, also hab ich nachgeholfen.«

Qualle lacht. »Ich verstehe echt nicht, warum sie dir nicht längst gekündigt haben.«

Ich zucke mit den Achseln. »Es ist eine gute Story, alle wollen die Frau, der ein Hai den Arm abgebissen hat.«

»Du bist das Arschloch«, sagt Qualle und lacht so schallend, dass seine Dreadlocks mitwippen.

»Ich weiß«, erwidere ich und nehme ihm die Schale ab. »Bis du mir das Spam Musubi besorgt hast, esse ich den Shit hier.«

2



Ich scheuche ein paar Wildhühner weg, setze mich auf die Treppe, die direkt zur Pipeline führt, und schaue auf die Wellen. Es gibt ein verdammt schönes, verdammt berühmtes Foto von mir auf dieser Treppe. Aus einer anderen Zeit. Einem anderen Leben.

Ein Haus am North Shore, unglaublich, höre ich Parker sagen. Oder habe ich es selbst gesagt, und Parker hat nur die Augen verdreht? Keine Ahnung, warum sich Parker immer noch in meine Gedanken schleicht. Wenn auch nicht mehr ganz so häufig wie in meinen ersten Jahren auf Hawaii ... Wenn ich früher aus einer Tube herausgesurft bin, ohne vom Brett zu fliegen, als ich meine erste Sechsmeterwelle gestanden habe, oder im Winter, wenn die gigantischen Swells aus den Tiefen des Pazifiks der Pipeline und ihren drei Riffen zu größter Pracht verhelfen, habe ich stets an Parker gedacht. Ich habe versucht, ihn mir hier vorzustellen. Es ist mir nie gelungen, weil ich seine chirurgisch genauen Carves, seine Eleganz und diesen unbedingten Willen nicht auf einen der unzähligen anderen Surfer projizieren konnte.

Jetzt im Oktober, so kurz vor der Hauptsaison, füllen sich die Strände noch schneller als üblich. Im Winter, wenn die Wellen am

North Shore ihren Zenit erreichen, erlebt die Surfwelt regelmäßig ihr blaugrünes Wunder – Pipeline at its best. Einige Surfer sind jetzt bereits im Line-up. In meinem Magen zieht etwas, und instinktiv schiebe ich die Schildkappe tiefer in mein Gesicht. Wie passend, dass die Cap ein Emblem der World Tour von vor zwei Jahren trägt. Jene Tour, die ich so knapp verpasst habe. Ein Symbol für all das, was ich nach dem Unfall verloren habe. Meinen Arm, Dakota, meine Jobs, meine Sponsoren, meine Leidenschaft, eine gute Portion Lebensmut und eben die erste Teilnahme an der Tour. Gewonnen habe ich eine shitty Anstellung als Tourguide, eine Menge Mitleid, Phantomschmerzen, eine Tonne Sarkasmus gemischt mit Zynismus und den Platz auf der Zuschauertribüne. Ich kann es nicht lassen, obwohl es verdammt wehtut, den Surfern zuzusehen, die sich hier Tag für Tag an der Banzai Pipeline in die big waves stürzen. Ich konzentriere mich wieder aufs Meer, das sich zu einem Gebirge aus Blau auftürmt.

Meinen verbleibenden Arm um meine Mitte geschwungen, sehe ich mich um. Aber niemand schaut in meine Richtung. Das Interessanteste an mir – den Armstumpf – verberge ich in dem leeren Ärmel meiner Jacke. Sodass kaum auffällt, dass mir eine Gliedmaße fehlt. Ein Arm macht etwa sechs Prozent des Körpergewichts aus, das hab ich mal gegoogelt. In meinem Fall sind das knapp sechs Pfund. Ganz schön wenig. In etwa so viel wie ein Longboard. Oder die zwei Shortboards, die da vorn am Strand liegen. Und viel zu leicht für mein verkorkstes Leben. Ach, fick dich, Dakota.

Um die Gedanken an meine Ex-Freundin loszuwerden, denke ich lieber wieder an Parker. Parker war immer der Wettkampfkomentator in meinem Kopf.

»Smooth lines.« – »Dieser Turn, absolut episch.« – »Was für ein Biest von

einer Welle.« – »Big section, sie fliegt raus, eine Carve und kickt dann raus aus der Sicherheit der Barrel.«

Sobald ich von den Surfern wegsehe, kommen Parkers vorwurfsvolle Klänge durch. *Du könntest wieder surfen. Es gibt Boards mit Haltegriff, es ist nicht ausgeschlossen. Sieh dir Bethany Hamilton an, Lee.*

Ach, halt die Klappe, Parker.

Auf der stürmischen See paddelt gerade Griffin Chipman raus. Der Kerl ist noch verrückter als ich und scheut kein Risiko, auch wenn er noch verdammt jung ist. Allerdings auch verdammt gut. Chip traue ich mindestens genauso viel zu wie der Frau neben ihm im Line-up. Carissa Moore könnte die erste Olympiasiegerin im Surfen werden. Ich schlucke. Bei den letzten Meisterschaften, mehr als zwei Jahre in der Vergangenheit, als ich nur noch Zuschauerin war, hat sie einen Satz gesagt, den ich nie vergessen werde. »Lee Baker, du wärst in der Lage gewesen, mir den Rang abzulaufen. Es ist eine Schande. Wenn ich jemanden gefürchtet habe, dann dich.« Jetzt fürchtet sich niemand mehr vor mir. Ich fürchte mich höchstens vor mir selbst.

Dennoch kann ich es nicht lassen zuzusehen. Der Anblick ist majestätisch. Ein Surfer nach dem anderen schnappt sich seine Welle und stürzt sich in die grün schimmernden Tunnel, die ich so lange nicht mehr von innen gesehen habe. Ich verharre, bis die Wellen abgeflacht sind und nur noch kooks und Möchtegerns im Line-up sitzen.

»Wie sieht's aus, *bandita*, willst du deinen Arsch mal hochbewegen? Die Party geht gleich los. Oder muss ich dir helfen, weil dir neuerdings auch ein Bein fehlt?«, brüllt Qualle mich aus meinen Gedanken.

»Schon gut, du Arschloch, ich komme.«

Oben auf der Terrasse hat sich Kenny, der im Surfschuppen kampiert, seine Klampfe gepackt. Um ihn versammelt sich ein gu-

tes Dutzend Leute. Die alte Lichterkette, die Dakota vor vielen Jahren um die Bäume geschlungen hat, beleuchtet die Szenerie. Bierflaschen werden herumgereicht, und überall sitzen Leute barfuß auf den Holzbohlen. Ein paar Boards lehnen am Geländer, und Neos sind zum Trocknen über die wenigen abgeranzten Terrassenmöbel gelegt. Auch ohne all das Equipment sieht man auf den ersten Blick, dass das hier alles Surferdudes sind. Miguel, einer der Brasilianer, trägt wie immer das seltsame Kopftuch und die breite Brille, ohne die er sich nicht mehr zeigt, seit er für diesen Bildband posiert hat. Er tut gern so, als würde er das ganze Jahr in einem Van leben, statt sich bei mir durchzuschnorren. Mareike lümmelt auf Karinas Schoß, und alles wirkt viel zu sehr nach heiler Familie. Die Szene gräbt ein kleines Loch in meinem Magen. Als hätte ich unstillbaren Hunger. Nach Spaghetti am Spieß. Mein Gott, wie lange ist das her. In letzter Zeit passiert es viel zu häufig, dass die Vergangenheit mich in den Schwitzkasten nimmt.

»Hey, Baker, hast du einen Musikwunsch?«, fragt Kenny, nachdem ich mich im Schneidersitz neben Miguel niedergelassen habe.

Einem Impuls folgend sage ich: »Kennst du das neue von Force of Habit?«

»One Second?«

Ich nicke.

Er grinst breit. »Klar!«

Kenny hat natürlich keine Ahnung, dass ich und Avery jahrelang zusammen gesurft sind. Dass sie einst meine Freundin war. Kein Wort würde er mir glauben, es für eine meiner Storys halten.

»Hol die Ukulele und spiel mit!«, fordert er mich auf.

»Muss das sein?«, erwidere ich so gleichgültig wie möglich, während mein Herzschlag sich seltsam beschleunigt. Ich will den Wunsch gerade zurücknehmen und irgendeinen 90er-Jahre-Punk-Song nennen, aber da hat Kenny bereits die ersten Takte ange-

schlagen. Und einen Augenblick erlaube ich mir, an Avery zu denken. An Isa. An Odina. Und sogar an Josie.

Qualle nutzt den Moment, holt meine Ukulele und legt sie mir in den Schoß. Das Instrument habe ich, anders als mein Surfbord, nach dem Unfall nicht in die Ecke gestellt. Natürlich kann ich mit meinem Armstumpf nicht greifen, aber ich habe bestimmte Zupf-techniken, mit denen ich zumindest ein paar Songs begleiten kann. Ich bemerke, wie alle versuchen, mich nicht anzustarren.

»Noch nie einen Einhändigen Ukulele spielen gesehen, oder was?«, frage ich, doch da hat Kenny schon losgelegt. Er hat eine schöne Stimme, aber sie besitzt nicht Averys raue Sexyness und auch nicht Jakes emotionale Bandbreite. Gänsehaut bekomme ich trotzdem, auch dort, wo ich gar keine Haut mehr habe. Es ist die schlimmste Art von Phantomschmerz, weil es sich so anfühlt, als hätte mein Körper zu wenig Raum für meine Gefühle. Einen Arm zu wenig Gänsehaut.

»Guter Song, wirklich guter Song.«

Mareike rutscht auf Karinas Oberschenkel und verzieht das Gesicht. »Aber was soll das bitte bedeuten: ›We pretended oh so humble, what no one ever was?‹«

»Hast du noch nie so getan, als wärst du jemand völlig anderes?«, zische ich Mareike zu. Ich weiß nicht, ob ich nur nicht ertrage, dass sie diesen so perfekten Song beleidigt, oder aber ob ich nur nicht verstehe, wie jemand dieses Gefühl nicht kennen kann.

»Ne, hab ich nicht«, sagt Mareike.

»Du bist eben ziemlich einfach gestrickt«, kontere ich.

Mareike zuckt zusammen, Karina fängt an, ihren Rücken zu streicheln, und ich muss jetzt auch noch an Dakota denken. Verdammst.

»Qualle, ziehen wir einen durch?«, frage ich und bin schon aufgestanden, ehe er antworten kann.